



# DIE IDIOTIN

ELIF  
BATUMAN

ROMAN

S. FISCHER



Hannah bewarb sich als Besucherführerin auf dem Campus. Jeden Morgen hörte ich, wie sie unter der Dusche in einem bezaubernden Tonfall Wissenswertes über Harvard vortrug. Als sie die Stelle dann nicht bekam und ihre Vorträge aufhörten, fehlten sie mir ein wenig.

Ich begleitete Angela zu einem Einführungsgespräch bei der Studentenzeitung von Harvard, bei dem uns ein junger Mann mit Koteletten wiederholt und äußerst aggressiv erklärte, die Studentenzeitung von Harvard sei sein Leben. »Sie ist mein Leben«, sagte er immer wieder mit giftiger Miene. Angela und ich sahen uns nur an.

Sonntagabend klingelte das Telefon. Es war der Künstler. »Ihr Essay war einigermaßen interessant«, sagte er. »Die meisten Aufsätze waren ehrlich gesagt unglaublich ... langweilig? Also, ich nehme Sie sehr gerne in meinen Kurs auf.«

»Oh«, machte ich. »In Ordnung.«

»Heißt das Ja?«

»Wie bitte?«

»Nehmen Sie an?«

»Kann ich darüber nachdenken?«

»Ob Sie darüber nachdenken können? Na ja, eigentlich nicht. Ich habe viele andere Bewerber, die ich anrufen könnte«, sagte er. »Sind Sie dabei oder nicht?«

»Dann bin ich wohl dabei.«

»Gut. Bis Dienstag.«

Ich spielte für das Collegeorchester vor. Das Büro des Dirigenten war ein sechseckiges Zimmer mit einem Erkerfenster, einem Flügel und Regalen voller Bücher: Orchesterpartituren, Enzyklopädien, bändeweise Musikgeschichte und -kritik. Noch nie hatte ich einen Musikmenschen mit so vielen Büchern gesehen. Ich spielte die Sonate, die ich vorbereitet hatte. Meine Hände zitterten nicht, das Zimmer hatte eine hervorragende Akustik, und der Dirigent wirkte freundlich und aufmerksam.

»Das war ganz reizend«, sagte er mit einer Betonung, die ich nicht

recht einordnen konnte. »Einfach sehr, sehr nett.«

»Danke«, sagte ich. Am folgenden Montag lief ich zum Musikgebäude, um mir den Sitzplan des Orchesters anzusehen. Mein Name stand nicht darauf, nicht einmal bei den zweiten Geigen, nirgends. Ich spürte, wie mir die Gesichtszüge entglitten. Ich versuchte, mich zu beherrschen, aber es funktionierte nicht. Mir war klar, dass in Harvard so ziemlich jeder Geige spielte, das war beinahe obligatorisch, und dass auf keinen Fall alle in ein einziges Orchester passen würden – die Bühne würde zusammenbrechen. Trotzdem war mir nie ernsthaft der Gedanke gekommen, ich könnte nicht angenommen werden.

Ich gehörte keiner Religion an und machte keine Mannschaftssportarten, und lange Zeit hatte ich nur im Orchester das Gefühl gehabt, Teil von etwas Größerem zu sein, nur dort konnte ich mit vollem Einsatz dabei sein und mich gleichzeitig vergessen. Es tat sehr weh, dieses Gefühl zu verlieren. Irgendwo zu sein, wo es kein Orchester gab, wäre schlimm genug gewesen, aber es war noch schlimmer zu wissen, dass es eines gab und so viele darin spielten – nur ich nicht. Fast jede Nacht träumte ich davon.

Ich nahm keinen Privatunterricht mehr – in Boston kannte ich keine Lehrer, und ich wollte meine Eltern nicht um mehr Geld bitten. In den ersten Monaten übte ich noch jeden Tag allein im Keller, doch mit der Zeit erschien es mir traurig, seltsam und losgelöst von allen anderen menschlichen Unterfangen. Bald wurde mir schon vom Geruch der Geige – dem Leim oder dem Holz oder was auch immer roch, wenn man den Kasten öffnete – melancholisch zumute. Manchmal wachte ich immer noch samstags, an meinem alten Musikschultag, auf und freute mich schon darauf zu spielen, und dann fiel mir wieder ein, wie die Dinge lagen.

Es fiel mir schwer, mich für einen Literaturkurs zu entscheiden. Alles, was die Dozenten sagten, schien am Wesentlichen vorbeizuzielen. Man wollte wissen, warum Anna sterben musste, und stattdessen erzählten sie einem, dass sich die russischen Landbesitzer im 19. Jahrhundert im Zwiespalt darüber befanden, ob sie tatsächlich zu Europa gehörten. Das implizierte, es sei naiv, über irgendetwas Interessantes sprechen

zu wollen oder zu glauben, man würde jemals etwas Wichtiges erfahren.

Ich interessierte mich nicht für die Gesellschaft oder die Geldsorgen von Leuten aus vergangenen Zeiten. Ich wollte wissen, was Bücher wirklich bedeuteten. So hatten auch meine Mutter und ich immer über Literatur gesprochen. »Du musst das lesen«, hatte sie zum Beispiel gesagt und mir eine Geschichte aus dem *New Yorker* in die Hand gedrückt, in der ein unglücklich verheirateter Mann sich gegen Tollwut impfen lassen musste, »dann kannst du mir sagen, was es wirklich bedeutet.« Sie glaubte genau wie ich, dass jede Geschichte eine grundlegende Bedeutung hatte. Diese Bedeutung konnte man erkennen, man konnte aber auch völlig danebenliegen.

Ich besuchte den Einführungskurs Linguistik, um herauszufinden, worum es in der Linguistik ging. Thema war, dass Sprache biologisch angelegt und unser Gehirn darauf vorprogrammiert war – unendlich, regenerativ, immer unterschiedlich. Das oberste Gesetz, noch größer als die Heilige Schrift, war »die Intuition des Muttersprachlers«, ein Gesetz, das man in keiner Grammatik fand und keinem Computer einprogrammieren konnte. Vielleicht hatte ich gefunden, was ich lernen wollte. Wenn meine Mutter und ich über ein Buch sprachen und mir etwas einfiel, an das sie nicht gedacht hatte, sah sie mich immer an und sagte bewundernd: »*Du* sprichst richtig Englisch.«

Der Linguistikdozent, ein freundlicher Mann mit einem leichten Sprachfehler, hatte sich auf türkische Stammesdialekte spezialisiert. Manchmal zeigte er anhand von Beispielen aus dem Türkischen, wie anders die Morphologie in nicht-indogermanischen Sprachen sein konnte, und dann lächelte er mich an und sagte: »Wir haben ja auch ein paar türkische Muttersprachler hier.« Einmal erzählte er mir vor dem Seminar auf dem Flur von seiner Forschung über regionale Konsonantenvariationen in den Bezeichnungen für die Feuergruben, die irgendwo von Turkvölkern gegraben wurden.

Am Ende belegte ich außerdem ein Literaturseminar über den Roman und die Stadt im 19. Jahrhundert in Russland, England und Frankreich. Der Dozent erwähnte häufig, wie unzureichend die publizierten

Übersetzungen seien, und las uns als Beweis für die schlechte Qualität Textstellen auf Französisch oder Russisch vor. Mir waren die Übersetzungen lieber, weil ich auf Französisch und Russisch kein Wort verstand.

Der schlimmste Teil des Literaturseminars kam am Ende, wenn der Dozent Fragen beantwortete. Die Fragen konnten noch so dumm und unzweideutig sein, er schien sie nie zu verstehen. »Ich bin nicht ganz sicher, ob ich Ihre Frage richtig deute«, sagte er dann. »Wenn Sie allerdings auf diese ganz andere Sache abheben ...« Dann redete er über die andere Sache, die meist auch uninteressant war. Oft versuchte jemand, manchmal sogar mehrere Studenten, ihm die ursprüngliche Frage klarzumachen, sie schwenkten die Arme und machten andere Gesten, bis die Miene des Dozenten starr vor Ärger wurde und er nahelegte, man solle die Diskussion aus Rücksicht auf das restliche Seminar doch in seiner Sprechstunde fortsetzen. Diesen Zusammenbruch der Kommunikation fand ich äußerst deprimierend.

Man sollte eigentlich nur an vier Kursen teilnehmen, aber als ich mitbekam, dass man für einen fünften nicht mehr zahlen musste, schrieb ich mich für Russisch für Anfänger ein.

Die Kursleiterin Barbara, eine Studentin im Aufbaustudium aus Ostdeutschland – sie sagte extra »Ostdeutschland« –, erklärte uns russische Namen und Patronyme. Weil ihr Vater Dieter hieß, hätte ihr russischer Name Barbara Dietrewna gelautet. »Aber Barbara Dietrewna klingt nicht richtig russisch«, sagte sie, »deshalb nenne ich mich Warwara Dmitriewna – als würde mein Vater Dmitri heißen.«

Wir brauchten alle russische Vornamen, allerdings keine Patronyme, weil wir keine Autoritätsfiguren waren. Aus Greg wurde Grischa, Katie wurde zu Katja. Zwei Studenten aus dem Ausland behielten ihre Namen – Ivan aus Ungarn und Svetlana aus Jugoslawien. Svetlana fragte, ob sie sich Sinaida nennen könne, aber Warwara meinte, Svetlana sei schon ein guter russischer Name. Dagegen war mein Name zwar schön, endete aber nicht auf *-a* oder *-ja*, was es komplizierter machen würde, wenn wir die Fälle lernten. Warwara sagte, ich könne mir jeden russischen Namen aussuchen, den ich wollte. Nur fiel mir plötzlich keiner ein. »Vielleicht könnte ich mich

Sinaida nennen«, schlug ich vor.

Svetlana drehte sich auf ihrem Stuhl herum und starrte mich an. »Das ist total unfair«, sagte sie. »Du bist die perfekte Sinaida.«

Irgendwie hatte ich den Eindruck, Warwara wollte nicht, dass irgendjemand Sinaida hieß, also ging ich die Seite mit den russischen Namen durch und suchte mir Sonja aus.

»Ach, Sonja, wie langweilig«, meinte Svetlana nachher mitfühlend im Fahrstuhl. »Ich finde, du bist viel eher eine Sinaida. Nur blöd, dass *Warwara Dmitriewna* so verbissen slawophil ist.«

»Ihr habt sie mit dieser Sinaida-Geschichte ganz schön gequält«, sagte Ivan, der Ungar, der außergewöhnlich, fast schon übertrieben groß war. Wir blickten zu ihm auf. »Mir hat es total leidgetan«, fuhr er fort. »Ich dachte, gleich implodiert sie. Weil es für ihren deutschen Ordnungssinn zu viel ist.« Während der restlichen Fahrstuhlfahrt sagten wir nichts mehr.

Mit Ivans Kommentar über den »deutschen Ordnungssinn« begegnete mir dieses Klischee zum ersten Mal. Er erinnerte mich an einen Witz in *Anna Karenina*, den ich nie verstanden hatte, an die Stelle, an der Oblonskij über den deutschen Uhrmacher sagt, dass er »selbst für das ganze Leben aufgezogen worden sei, um Uhren aufzuziehen.« Galten Deutsche als besonders ordentlich und maschinenmäßig? Waren Deutsche möglicherweise sogar ordentlich und maschinenmäßig? Warwara kam immer zeitig zum Seminar und trug immer die gleichen Sachen, eine weiße Bluse und einen schmalen dunklen Rock. Und sie hatte immer eine Stofftasche mit den gleichen drei Dingen zum Vokabellernen dabei: eine Flasche Stolichnaya, eine Zitrone und eine rote Gummimaus, beinahe wie der Inhalt eines tristen Kühlschranks.

Russisch fand jeden Tag statt und wurde bald zu einer verinnerlichten, ernsthaften Routine, auch wenn wir nur Dinge lernten, die jedes kleine Kind konnte, wenn es in Russland geboren war. Einmal die Woche hatten wir einen Konversationskurs bei einer echten Russin, Irina Nikolaevna, die als Schauspiellehrerin in Sankt Petersburg gearbeitet hatte, als es noch Leningrad hieß. Sie kam immer ein, zwei Minuten zu spät in den Raum gerannt und redete lebhaft und emotionsgeladen wie